

Walter Hirschberg

*Kriegs-, Friedens- und Konfliktbereitschaft
in Afrika*

Der in die Landschaft harmonisch eingepaßte Mensch in Afrika entwickelte im Lauf seiner Geschichte die ihm angemessenen Formen zur Erhaltung seines körperlichen Daseins. Landschaft, Mensch und Kultur bilden in dieser Verzahnung gewissermaßen eine Einheit, die es zu schützen und zu pflegen gilt. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt haben wir es in Afrika zunächst mit *Steppen- und Urwaldjägern*, d. h. mit *Jägern* und *Sammlern* zu tun, mit *Hirtennomaden*, paternalen und maternalen *Pflanzern* und schließlich mit Stadtbewohnern. Ihnen allen ist in irgendeiner Weise der Reviergedanke eigen, d. h. der mehr oder weniger engbegrenzte Lebensraum eines Individuums, eines Paares oder einer Gruppe. Lebenserhaltende Zwecke zwingen unter bestimmten Umständen die Bewohner, ihren Lebensraum vor dem Eindringen Fremder zu verteidigen, so etwa das Jagd- und Nahrungsrevier der Jäger und Sammler. Es heißt, dieses vor fremden Ein- und Angriffen zu schützen. Gleiches gilt für die Pflanzler verschiedenster Entwicklungsstadien, für die Eingriffe nomadischer Hirtenvölker auf der Suche nach neuen Wasser- und Weideplätzen und nicht zuletzt auch für die Städte, deren Handelswege beispielsweise vor den räuberischen Überfällen mancher Gruppen zu schützen sind. Dies alles bedeutet nolens volens Krieg, in welcher Form auch immer.

Unzählige Auseinandersetzungen zwischen den verschiedensten Stämmen waren wohl in Afrika seit den ältesten Zeiten die Ursache. Zugleich aber auch die Ursache der Angst vor dem Fremden. Fühlte sich der Eingeborene in seinem Wohnraum als mehr oder weniger geschützt von seinen Freunden, hatte er Angst, ein ihm fremdes Land zu betreten. In der Zeit der Entdeckungen, d. h. in der Zeit der sogenannten Safaris (aus dem arabischen Kisuaheli safar = Reise abgeleitet) war es einem Leiter der Entdeckungsreise nur sehr schwer, neue Träger zu finden, welche die Grenzen ihres Landes überschreiten sollten. Sie hatten eben Angst um ihr Leben. Zogen ursprünglich die Safaris als richtige Trägerkarawanen durch die Länder, so hat sich freilich dieses Bild im Zeichen des heutigen Tourismus wesentlich geändert. Die

Notwendigkeit von Pässen und Visa ist geblieben, abgesehen von der Möglichkeit verschiedener Konflikte, die mit jeder Reise verbunden sind. Warnungen vor Grenzüberschreitungen sind die Regel.

Die eigene Gruppe ist gewissermaßen das Zentrum aller Dinge. Sie ist nach *J. Stagl* (Neues Wörterbuch der Völkerkunde, Berlin 1988) »ein notwendiges Element für deren Selbstbehauptung innerhalb ihrer soziokulturellen Umwelt. Sie bedingt damit aber auch die Distanzierung und Abwertung von Fremdgruppen«. Ein solches Verhalten wird *Ethnozentrismus* genannt. Es ist bekannt, daß die Selbstbezeichnung vieler ethnisch kultureller Gruppen einfach »Menschen« bedeutet. »Fremdgruppen wird das volle Menschentum abgesprochen, und zwar um so mehr, je weiter sie sich in Kultur und Lebensstil von der Eigengruppe entfernen.« (Stagl a. a. O.) So wurden beispielsweise die Azande (Zaire) von ihren Nachbarn einstmalig »Menschenfresser« genannt. Von *Genozid*, von Völkermord, ist auch heute noch die Rede. Es handelt sich hier um die »Vernichtung nationaler, rassischer, religiöser oder durch ihr Volkstum bestimmter Gruppen, durch Tötung, Minderung der Lebensbedingungen und Verhütung der Vermehrung. Das Genozid wurde von der UNO 1948 zum international zu ächtenden Verbrechen erklärt!« (Max A. Höfer, Neues Wörterbuch a. a. O.). Auch Afrika könnte aus seiner Geschichte Beispiele liefern.

Jeder fremde Eingriff in das traditionelle Gefüge eines Volkes hat zunächst dessen Abwehr zur Folge. Das schafft Schwierigkeiten, ruft Leidenschaften hervor, mitunter auch den Haß gegen das Fremde. Zu den alten Institutionen, die heute einer mehr oder weniger raschen Auflösung entgegengehen, immer aber stark genug noch im Bewußtsein der Afrikaner verankert sind, um Schwierigkeiten zu bereiten und oft auch wieder in einem neuen Gewand in Erscheinung treten, gehört der Stammesgedanke oder *Tribalismus*. Dieser Stammesgedanke gibt den Anlaß zu vielen Auseinandersetzungen und steht der Entwicklung eines Nationalbewußtseins, das für die unabhängig gewordenen Staaten in Afrika eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, oft hinderlich im Wege. Es ist bekannt, daß politische Parteien oft weitgehend nur im Dienste von Stammesinteressen stehen und daß die Machtkämpfe der Parteien untereinander oft nur verschleierte Stammeskämpfe sind. Es ist weiter bekannt und symptomatisch, daß nach Abzug der Kolonialmächte die nur künstlich in der Kolonialepoche unterdrückten Stammesgegensätze von neuem in Erscheinung traten und zu gefährlichen Auseinandersetzungen führten. Die

sogenannte an die *Pax Romana* erinnernde *Pax Britannica* ist ein gutes Beispiel für die von britischen Politikern selbstgewählte Bezeichnung für ihre von »demokratischem Selbstbewußtsein getragene Weltreichspolitik. Sie sollte auf wirtschaftlichem Gebiet zur Freiheit der Meere und des Handels führen und in der Politik die Gedanken der Selbstverwaltung und Kooperation verwirklichen und damit der Sicherheit des Friedens in der Welt dienen« (Brockhaus 1972). Vom Blickpunkt der Völkerkunde aus gesehen, kann man für Afrika von einem erzwungenen Frieden im Rahmen der traditionellen Stammeskämpfe zum Wohle des britischen Handels und der Kolonialverwaltungen sprechen. Ein friedloses Land stört eben den Handel.

Weitere Krisenherde schüren die künstlichen, von den alten Kolonialregierungen übernommenen Staatsgrenzen, die seinerzeit ohne Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse gezogen wurden. Die durch künstliche Grenzen auseinandergerissenen Stämme drängen nach Zusammenschluß und führen damit zu neuen Gefahren. Landenteignungen, Abwanderungen und Übersiedlung in die Städte, das Anwachsen eines Industrieproletariats und verschiedene andere Faktoren führen unweigerlich zu einem Niedergang des alten traditionellen Stammesgedankens. Große Teile der afrikanischen Stämme und Völker bzw. Ethnien zeigen bereits die Tendenz, sich von den Sippen und Stammesbindungen, ihren Traditionen und deren oft beengenden Geboten zu befreien. Der Kontakt intellektueller Afrikaner mit den Sitten der Weißen, die Erfahrungen der Arbeiter in den großen Industriezentren und Städten, die modernen Verkehrsverhältnisse, Medien, Rundfunk und Fernsehen und nicht zuletzt auch der Tourismus machen ein Abgeschlossenheit der Stämme unmöglich. Eine Unmenge von Konflikten ist die Folge.

Zum menschlichen Verhalten gehört es auch, Kriege gewaltsam auszutragen. Reviergedanke, Ethnozentrismus, Fremdenfurcht, Aggression u. a. m. gehören zu den Voraussetzungen für ein kriegerisches Verhalten. Der allgemeinen menschlichen Natur entsprechend, führen sie schließlich zu Konflikten und Kriegen. Vom Standpunkt der Völkerkunde aus gesehen, sind letztere eine Form des Kampfes mit Waffen zwischen Stämmen, Nationen bzw. organisierten politischen Gruppen, der zumeist mit Hilfe der in der Waffentechnik geschulten männlichen Jugend, seltener von militärischen Organisationen im eigentlichen Sinne durchgeführt wird und die Bereitschaft zu einer gewaltsamen Austragung von Gruppenkonflikten bei allen, auch den einfachsten Menschengruppen zu erkennen gibt. Über das kulturgeschichtliche Alter

des Krieges im Sinne einer absoluten Chronologie ist kaum etwas Sicheres zu sagen, doch bestehen Anzeichen dafür, daß solche Auseinandersetzungen bereits im Jungpaläolithikum erfolgten. Der primitive Krieg scheut das Risiko, man bevorzugt den heimlichen Angriff im Morgengrauen und greift erst dann an, wenn man sich dem Feind absolut überlegen fühlt. In der Regel gilt als Feind der Gruppenfremde. Neben dem heimlichen Morgenüberfall gibt es auch den Kampf zwischen zwei traditionell verfeindeten Gruppen mit strengen Regelungen, formeller Herausforderung oder Kriegserklärung usw. Die Regelungen des Kampfes, d. h. Kampfregeln, sind in allen Kulturgebieten zu finden, sie sind nicht etwa das Kennzeichen einer »höheren Kulturstufe«, sondern sind ebensogut bei australischen Eingeborenen (Aborigines) anzutreffen. Zu denken wäre auch an den in alten Zeiten auch in Afrika üblichen Stockkampf, eine Form des Zweikampfes, der in der Regel mit Stöcken oder Stock- oder Parierschilden ausgefochten wird, mit keiner eigentlichen Tötungsabsicht verbunden ist und einer Kraft- und Mutprobe gleichkommt. Die Stockkämpfe sind ähnlich wie die Bestimmungsmensuren schlagender Verbände an feste Regeln gebunden und gleichen eher einem Ritual als einem wirklichen Kampf. Stockkämpfe wurden zum Beispiel in Südafrika von den Hottentotten und Zulu berichtet und in Ostafrika von den Nyaturu und Sandawe und schließlich – wie schon erwähnt – bei den australischen Eingeborenen. Diese ritualisierte Kampfmethodik ist für den Ethologen insofern nicht uninteressant, als sie uns von typisch alten Stammesgruppen berichtet.

Als eigentlicher Kriegsgrund kommen oder besser gesagt kamen bei den sogenannten Naturvölkern u. a. Vergeltung einer angetanen Gewalttat, Blutrache oder auch religiöse Motive in Frage, wie sie etwa bei der Kopfjagd gegeben sind. Das Abschlagen der Schädel feindlicher oder stammesfremder Gruppen aus religiösen Motiven war einst eine weitverbreitete Sitte, das soziale Prestige und die Fruchtbarkeit der eigenen Gruppe zu fördern. Das Erbeuten der Schädel kann im offenen Kampf oder aus dem Hinterhalt geschehen. Alter und Geschlecht des Opfers sind unbedeutend. Mancherorts herrschte die Vorstellung, daß der junge Mann erst zeugungsfähig ist, wenn er einen ersten Schädel erbeutet hat (Dajak, Borneo), und oft besteht erst dann die Aussicht, eine Frau heiraten zu können. Kann man noch keine Schädel trophäen aufweisen, gilt man als Feigling, während mit ihrer Zahl das Ansehen steigt. Der Schädel gilt als Sitz der Lebenskraft, sein Besitz fördert die Fruchtbarkeit von Mensch und Pflanze, vielfach wird auch der Name des

Opfers selbst angenommen. Die Kopfjagd wird u. a. in Indonesien, Hinterindien, *Westafrika* und Südamerika ausgeübt. Im Amazonasgebiet besteht bei den Jivaro die Sitte, die Schädeltrophäen auf eine ganz besondere Art zu präparieren (Tsantsa). Das Skalpieren der nordamerikanischen Indianer steht ebenfalls in engem Zusammenhang mit der Kopfjagd.

Im Juni 1959 nutzte ich die Gelegenheit, auch das von dem berühmten König Ndoja gegründete Palastmuseum in Fumban (Kamerun) zu besuchen. Als Museum im landläufigen Sinne kann man diese Schatz- und Reliquienkammer des Herrscherhauses der Bamum in Fumban allerdings nicht recht bezeichnen, denn die Gegenstände, die hier gehütet werden, strahlen noch das Fluidum religiöser Weihe aus. Sie sind noch nicht zum profanen Museumsgegenstand herabgesunken, der zwar bewundert wird, dem man aber keine religiösen Ehren zollt. Jedes Stück in diesen Räumen ist ein Teil der Geschichte Fumbans; dieses oder jenes Stück hat sogar den funktionalen Wert noch beibehalten. Unter den vielen gespeicherten Schätzen zieht eine in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Besucher an sich. Es ist dies eine von einem Rohrgeflecht geschützte Kalebasse mit daran hängenden Unterkiefern erschlagener Feinde. Sie bedeutete früher eine sehr geschätzte Kriegsmedizin. Es soll bei den Bamum einst Sitte gewesen sein, die Ohren der erschlagenen Feinde dem König als Zeichen der Tapferkeit zu überbringen. Da aber die Ohren verwesten, nahm man an ihrer Stelle die Unterkiefer. Töteten zwei Krieger gemeinsam einen Feind im Kampf, erhielt der eine den Unterkiefer und der andere den Schädel des Erschlagenen. Kehrt sie nach Hause in ihre Dörfer zurück, übernahm der Zauberer die Unterkiefer und band sie an einer Kalebasse fest, die man dann *kakua* nannte. War ein solches Dorfkakua genügend mit Unterkiefern versorgt, durften die Krieger daran denken, sich eigene Kopftrophäen-Kalebassen zuzulegen. Diese Kriegerkalebassen waren zwar etwas kleiner, auch trugen sie einen anderen Namen, nämlich *toungou*, aber auch sie waren eine sehr geachtete Zaubermedizin, vor der man einen Heidenrespekt hatte. An diesen *toungou* hingen nicht nur die Unterkiefer der erschlagenen Feinde, sondern auch die verschiedensten Zaubermittel oder -medizinen, die den Krieger vor der Rache der erschlagenen Feinde schützen sollten.

Zweimal im Jahre veranstaltete der König ein Fest für seine Krieger, und bei dieser Gelegenheit brachte man den Kopftrophäen-Kalebassen Opfer dar. Die mit Trophäen behängten Kalebassen wurden in zwei Reihen aufgestellt

und mit dem Blut einer Opferziege bespritzt. Dieses Opfer sollte bewirken, daß man den Feind bei bevorstehenden Kämpfen überlisten könne. Nach dem religiösen Teil des Festes kam, wie üblich, auch der weltliche Teil zu seinem Recht. Der König stiftete ein ausgiebiges Palmweingelage für alle jene Krieger, die einen Feind erschlagen hatten (W. Hirschberg, Die Künstlerstraße. Auf Studienreise durch Kamerun. Wien 1962).

Nach all dem kann das Verlangen nach Prestige des einzelnen wie einer ganzen Gruppe ebenfalls ein Kriegsgrund und auch ein Kriegsziel sein. Inkorporation von Kriegsgefangenen in die eigene Gruppe, um auf diese Weise Verluste auszugleichen und einen Machtzuwachs zu erlangen, sowie die Annexion des feindlichen Landes durch den Sieger sind jedoch Motive, die bei der Mehrzahl der sogenannten vorindustriellen Naturvölker nicht anzutreffen sind, wie auch eine ausgesprochene imperialistische Machtpolitik, wie sie etwa bei den Zulu und verschiedenen Bantustämmen zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden hatte, zu den Ausnahmereisnercheinungen gehört.

Die Geschichte Afrikas ist durch zahlreiche Spannungen zwischen Nord und Süd, d. h. zwischen Weiß- und Schwarzafrika gezeichnet, auch auf religiösem Gebiet, zwischen Islam und Christentum bis auf den heutigen Tag. Abgesehen von den zahlreichen Impulsen, sowohl friedlicher wie auch kriegerischer Natur (Reichsgründungen usw.), die sich von Nord nach Süd ausrichteten, ist wohl eines der dunkelsten Kapitel der Sklavenhandel. Lesen wir, was Werner *Bauer* im »Neuen Wörterbuch der Völkerkunde« über dieses Thema kurz zusammengefaßt hat: Vermutlich schon in punischer Zeit, sicher aber – und verstärkt – seit der arabischen Eroberung Nordafrikas zu Beginn des 8. Jahrhunderts, setzte ein reger Handel mit schwarzen Sklaven (u. a. Domestiken, Haremsfrauen und Eunuchen, später auch Soldaten) quer durch die Sahara zum Mittelmeer ein. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts landeten europäische, vor allem portugiesische Schiffe auf der Suche nach Gold und dem Seeweg nach Indien an der Westküste Afrikas; sie brachten die ersten afrikanischen Sklaven nach Europa. Etwa zu gleicher Zeit wurden auf Madeira, den Kanarischen Inseln und ab 1522 in der Karibik (Hispaniola) und Südamerika Plantagen angelegt und mit dem Anbau von Zuckerrohr begonnen. Da die einheimische Bevölkerung sich sehr bald als zur Plantagenarbeit ungeeignet, importierten Krankheiten gegenüber jedoch als besonders anfällig erwies, wurden afrikanische Sklaven in großer Zahl nach Amerika ge-

bracht. Erleichtert – und eigentlich erst ermöglicht – wurde der Sklavenhandel durch die weite Verbreitung der Sklaverei als Institution in Westafrika und durch die bereitwillige Kooperation der herrschenden Klassen. Während des Höhepunktes des atlantischen Sklavenhandels im späten 17. und 18. Jahrhundert sollen jährlich 100 000 Sklaven in die Neue Welt verschifft worden sein. Die Gesamtschätzungen der Opfer des Sklavenhandels schwanken (je nach ideologischer Position des Autors) zwischen 10 und 11 Millionen. Sklavenhandel und Sklavenarbeit machten den Reichtum der Alten Welt aus. Der Dreieckshandel (Europa – Afrika – Amerika – Europa) förderte den Ausbau der Häfen und Schiffswerften, die Entstehung von Manufakturen und die Anhäufung von Kapital. Die Auswirkungen auf die afrikanischen Gesellschaften (chronischer Mangel an Arbeitskräften, permanenter Krieg und Terror, kulturelle und wirtschaftliche Stagnation) sind in ihrer vollen Tragweite noch kaum abzuschätzen. Für den Industriekapitalismus, der am Absatz seiner Fertigprodukte ebenso interessiert war wie an billigen Rohstoffquellen, bedeutete der Sklavenhandel schließlich ein Hindernis bei der Erschließung des afrikanischen Marktes. Ende des 18. Jahrhunderts begann die Diskussion um die Abschaffung der Sklaverei (1807 Abolition Act, 1808 Verbot der Einfuhr von Sklaven in Nordamerika, 1833 Befreiung der Sklaven im britischen Kolonialreich), die teilweise sehr heftig geführt wurde und in Amerika 1861 im Sezessionskrieg gipfelte (Werner Bauer, Sklavenhandel, a. a. O., S. 440).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminingberg](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [1992](#)

Autor(en)/Author(s): Hirschberg Walter

Artikel/Article: [Kriegs-, Friedens- und Konfliktbereitschaft in Afrika 94-100](#)